

„Die Zeit ist der beste Richter“.

Von Sibirien in die Ortenau.

Bemerkungen zur Migration der Wolgadeutschen

*Alexander Martin*

Ein kleines deutsches Dorf in Südwestsibirien mit dem Namen Hauf ist unser Geburtsort. Vor 105 Jahren gründeten die ersten Umsiedler aus dem Wolgagebiet diese Ortschaft in der Nähe von Omsk. Ich habe das Dorf auf mehreren Seiten meines Buches „Der lange Weg aus Sibirien“ beschrieben. Es war wohl klein, aber von allen Geschehnissen in Russland betroffen – so wollte es die russische Geschichte. Noch nach dem 2. Weltkrieg zählte das Dorf 50 Höfe. Alle Bewohner waren Deutsche, und es waren nicht nur ihre Namen deutsch, sondern auch ihre Sprache. So blieb es bis in die 70er-Jahre, als dort eine Geflügelfabrik gebaut wurde und das Dorf, das zum deutschen Rayon Asowo gehört, mehr als doppelt so groß wurde. Mehrmals wurde versucht, den deutschen Namen der Ortschaft durch einen russischen zu ersetzen, doch die alten Bewohner setzten sich erfolgreich für die Beibehaltung des alten Namens ein. So ist es bis heute geblieben, auch wenn es dort inzwischen nur noch ganz wenige Deutsche gibt.

Heute leben etwa 95 Prozent der ehemaligen Bewohner von Hauf über ganz Deutschland verstreut. Vor einiger Zeit trafen sie sich in Obersasbach am Rande des Schwarzwaldes (ca. 30 km von Baden-Baden) zum ersten Mal wieder. Es wurde ein wirklich frohes Wiedersehen. Man hatte das Gefühl, das zurückzubekommen, was man vor zehn bis 15 Jahren verloren hatte. Es waren an die 300 Landsleute aus allen Teilen Deutschlands zusammengekommen, vom Emsland bis zum Bodensee, vom Saarland bis Berlin, Jung und Alt. Wahrscheinlich waren es die gemeinsamen Wurzeln aus der Vergangenheit, die uns jetzt zusammenführten. Für gute Stimmung war gesorgt; Musik und Gesang aus den eigenen Reihen erfüllten die Festhalle bis in die späten Abendstunden. Die von nah gekommenen Gäste traten noch spät abends die Rückreise an, die anderen waren gut mit Übernachtungsmöglichkeiten versorgt. Mit lachenden Gesichtern, aber auch mit einem bisschen Wehmut verabschiedeten wir uns voneinander. Wir hoffen, dass sich ein solches Treffen in ein paar Jahren wiederholen wird.

Ja, ein Aussiedler lebte in den ersten Jahren immer noch in zwei Welten. Die eine ist die real existierende, die er tagtäglich vor den Augen hat, mit der er in Berührung kommt und die er sich vielleicht etwas anders vorgestellt hat. Die andere hat er im Hinterkopf, die gehört der Vergangenheit

an, die ist dort geblieben. Noch mehrere Jahre wird ein Aussiedler immer vergleichen – wie war es dort und wie ist es hier. Schon bald wird er feststellen, dass auch dort nicht alles schlecht war. Vor allem der Freundeskreis wird vielen hier fehlen. Jüngere Menschen werden sich diesen Freundeskreis auch hier wieder aufbauen. Die mittlere und ältere Generation schafft es in den meisten Fällen kaum noch. Die Älteren, die es doch noch schaffen, brauchen viel Zeit und sind dabei schon wählerisch. Die Zusammenkunft mit den Einheimischen bringt leider nicht immer das erwartete Resultat. Viele kennen unsere Geschichte nicht und haben auch kein Bedürfnis, sie zu kennen. Es gibt aber auch Einheimische, die sich für unsere Vergangenheit interessieren, und es ist für mich ein Vergnügen, diesen Menschen etwas zu erzählen.

Am besten haben es unsere Enkelkinder, die das Licht der Welt in Deutschland erblickt haben. Wenn unsere Träume in Deutschland nicht alle in Erfüllung gegangen sind, wünschen wir es den Enkeln, dass aus ihren Träumen mehr wird. Vor allem wünschen wir ihnen hier ein friedliches Leben im Land ihrer Ahnen. Sie sollen so friedlich wie die verschiedenen Bäume im Stadtpark nebeneinander leben, wo jeder Baum so viel Sonne und Wasser kriegt, wie er für seine normale Existenz braucht.

Der in der ehemaligen Sowjetunion bekannte Schriftsteller Rassul Gamsatow, ein Mitglied des Verbandes der Schriftsteller der Sowjetunion, einer, der nicht nur immer das sagte, was andere hören wollten, aber für das geschätzt wurde, antwortete einst auf die Frage, was er unter dem Wort Heimat versteht, so: „Meine Heimat ist dort, wo ich geboren bin“ ... machte eine kleine Pause und fügte hinzu: ... „und dort, wo meine Muttersprache gesprochen wird.“ Rassul Gamsatow war kein Russe, er gehörte zu den kleinen Völkern im Nordkaukasus, er war ein Aware aus Dagestan. Als Schriftsteller und Dichter war er vielleicht ein Kosmopolit, als Mensch mit heimatlichen Wurzeln war Dagestan seine Heimat, weil dort seine Muttersprache (awarisch) gesprochen wurde.

In einer gekürzten Nachdichtung von Rassul Gamsatow „Die Muttersprache“ gibt es unter anderem auch diese Strophe:

*In Dagestan, im Tal lag ich gestorben,  
die Menschen aber sprechen um mich laut,  
daß er Ali (wer kennt ihn?) sei verdorben,  
daß dem Hassan (wer ist er?) niemand traut. ...*

*Und wie ich sie so hör awarisch reden  
begreift mein Herz im Nu, kein Arzt und kein  
Quacksalber können mich vom Tode retten –  
dies kann die Muttersprache nur allein.*

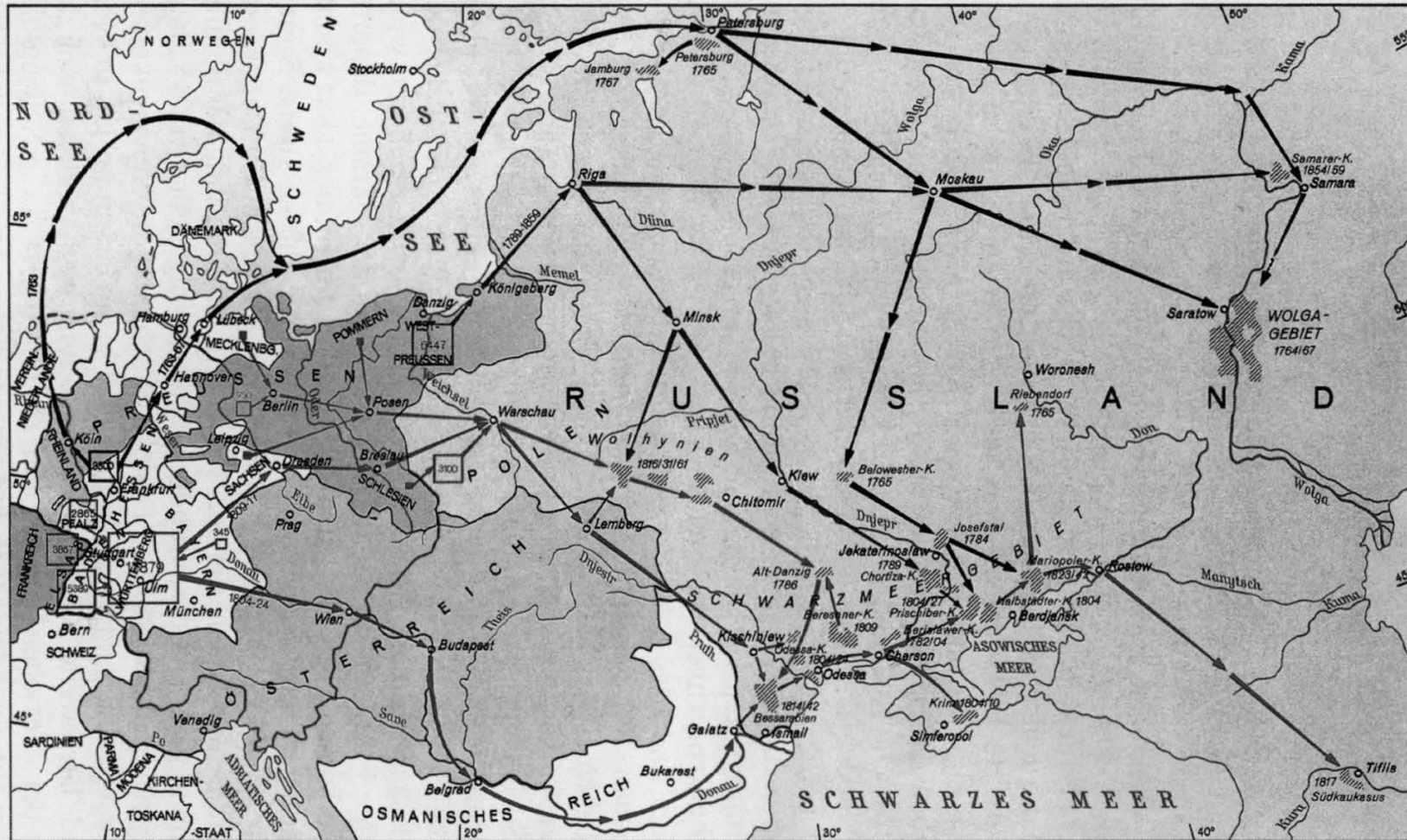
*Ein anderer wird vielleicht Genesung finden  
in fremden Sprachen – nein, ich nicht, verzeiht –  
Und sollst du, Muttersprache, morgen schwinden,  
bin ich zu sterben heute schon bereit.*

Rassul Gamsatow wollte seine Muttersprache und seinen Geburtsort nicht voneinander trennen, er hat sie als Gesamtheit betrachtet. Vielleicht gehörte er zu den Glücklichen in der Sowjetunion, denen die Heimat und Muttersprache durch Verbannung und Verbot nicht geraubt wurden.

Im 18. Jahrhundert, als Katharina die Große unsere Vorfahren mit ihrem Manifest nach Russland lockte, versprach sie ihnen nicht nur viel Land und steuerliche Privilegien, sondern auch das Recht auf freie Religionsausübung und die deutschen Schulen, was automatisch zum Erhalt der Muttersprache führt. Heute wissen wir, was aus diesen Versprechungen geworden ist. Schon nach Gründung des deutschen Reiches 1871 wurde den Russlanddeutschen die Befreiung vom Dienst in der russischen Armee entzogen. Schon nach Ausbruch des 1. Weltkriegs wurden etliche hunderttausend Russlanddeutsche aus dem Westen Russlands nach Sibirien und Kasachstan deportiert, viele haben die monatelangen Strapazen nicht überlebt, betroffen davon war auch die Familie meiner Frau, ihr Großvater ist irgendwo im hinteren Ural begraben. Die Muttersprache wurde schon damals in der Öffentlichkeit verboten.

Nach dem Ende des 1. Weltkriegs strebten die Leute wieder zurück in den westlichen Teil Russlands, in ihre früheren Siedlungsgebiete. Weit nicht alle haben es geschafft. Wer im Osten blieb, musste assimilieren unter anderen Völkern. Es führte zum Verlust der Muttersprache, Kultur, Identität. So begann schon damals die Entwurzelung für viele Tausende Russlanddeutsche. Ein wenig besser haben es diejenigen gehabt, die bei der Deportation nach Sibirien in die dort schon früher gegründeten deutschen Siedlungen kamen. Auch bei uns in Hauf, wo ich geboren wurde, gab es einige Familien, die aus dem Westen, aus der Ukraine, deportiert wurden. Sie kamen nach Hauf und blieben dort für immer. Dort konnten sie ihre Muttersprache bewahren, in Hauf wurde die russische Sprache nicht gesprochen. Der sprachliche Unterschied zwischen den Deportierten aus der Ukraine und denen, die dort schon seit der Gründung der Siedlung Hauf wohnten, war, dass die Gründer aus dem Wolgagebiet vor 15 Jahren kamen, wo man mehr hessischen Dialekt sprach, und die Neuangekommenen aus der Ukraine sprachen Hochdeutsch – ihr Ursprung lag in Norddeutschland. Die zweite Welle der Entwurzelung begann gleich nach dem Einmarsch der deutschen Truppen am 22. Juni 1941 in die Sowjetunion. Was mit den Russlanddeutschen danach geschehen ist, lässt sich in Worten auch heute noch nicht aussprechen. Die gesamte Wolgadeutsche Autonome Republik wurde innerhalb von wenigen Tagen liquidiert, die Bevöl-

# Auswanderung von Deutschen in das Schwarzmeer- und Wolgagebiet (Russland) im 18. und 19. Jh.



<p><b>Auswanderer:</b></p> <p>■ bis 200</p> <p>□ über 200; mit Angabe der Auswandererzahl</p> <p>— Grenzen von 1815</p> <p>— Grenze des Deutschen Bundes 1815</p>	<p><b>Auswanderungen:</b></p> <p>→ aus Hessen, Rheinland</p> <p>→ aus Danzig, Westpreußen</p> <p>→ aus süddeutschen Ländern</p> <p>→ nach Wolhynien</p>	<p>▨ Ansiedlungsgebiet (Mutterkolonie)</p> <p>Chortiza-K. Kolonienname</p> <p>1789 Gründungsjahr</p> <p>1763 1789 1809 Auswanderungsjahr</p>	<p>Maßstab 1 : 12 Mio.</p> <p>0 100 200 300 400 500 km</p>
---	---	--	--

kerung wurde beschuldigt, sie hätte mit den deutschen Truppen kollaboriert, es soll gewimmelt haben von unzähligen Spionen in den deutschen Dörfern an der Wolga (welch ein Ungeheuer!). Man weiß doch, dass die deutschen Truppen in vielen hundert Kilometern Entfernung waren zu diesem Zeitpunkt und auch später nie in die deutschen Siedlungen an die Wolga kamen. Für den Genossen Stalin war die deutsche Republik an der Wolga schon lange ein Dorn im Auge. Diese Republik galt als vorbildlich, als blühende Republik mitten in Russland. Ihr gesamtes Hab und Gut mussten die Menschen hinterlassen. Verladen in Viehwaggons ging es in Richtung Osten. Das Ziel haben sie nicht gewählt, das wurde ihnen aufgedrungen. Nach vielen Tagen, vielleicht auch Monaten kamen sie an das ungewollte Ziel. Und wieder gab es solche Zwangsumsiedler, die in deutschen Siedlungen in Westsibirien untergebracht wurden. Auch zu uns, in meinen Geburtsort Hauf in Westsibirien, kamen diese Wolgadeutschen, die meisten von ihnen stammten aus den Hussenbach, der Bergseite der Wolga. Diese Menschen haben noch Glück gehabt, dass sie zu den Deutschen in Sibirien kamen, und wurden wenigstens wegen ihrer Nationalität nicht beschimpft, zurück an die Wolga durften sie aber nie wieder. Später erzählte mal eine alte Frau, die zu diesen Deportierten gehörte, dass sie nach ihrer Ankunft in Omsk (Westsibirien) verteilt wurden in die Kolchosen, dabei merkte ihr Mann sich die besten Pferdefuhren, die zur weiteren Fahrt dastanden, und sagte: „Auf diese müssen wir uns draufschaffen, das müssen Deutsche sein.“ Diese Frau war auch aus Hussenbach, ich habe sie ziemlich gut in meinem Buch „Der lange Weg aus Sibirien“ beschrieben. Sie war eine überzeugte Lutheranerin, predigte das Gotteswort auch in verbotenen Zeiten, führte Kindertaufen und Beerdigungen aus, weil es keine Pfarrer gab, weil diese von der Sowjetmacht schon lange vor dem 2. Weltkrieg einfach ausgerottet wurden. Ein Kreuz auf dem neuen Friedhof in Hauf in Sibirien erinnert noch an sie. Ihr Mann und ihr Sohn wurden nach Ende des 2. Weltkrieges aus der Trudarmee (Arbeitslager) halb lebendig entlassen und sind auch bald gestorben, ihr Hussenbach an der Wolga sahen sie nie wieder. Es waren aber die wenigsten, die 1941 in den deutschen Siedlungen Sibiriens und der Altai-Region untergebracht wurden. Den meisten ging es noch viel schlimmer, sie wurden bis zum Baikalsee, in das hohe Nordostsibirien, verbannt, wo sehr viele gleich den ersten Winter nicht überlebt haben. In einem Film von Klaus Bednarz sahen wir die letzten Wolgadeutschen am Baikalsee, die seit 1941 dort verbannt leben. Früher durften sie nicht weg von dort, jetzt wollen die alten Frauen ihre dort begrabenen Männer nicht zurücklassen. Als Zeichen, dass sie von ihrem Deutschtum noch was erhalten haben, holten sie ihre alte deutsche Bibel aus dem Versteck heraus und sangen deutsche Lieder. Die Jugend kommt mit der deutschen Sprache schon kaum zurecht. Er hat's geschafft, der Josef Stalin, mit seiner Ausrottungspolitik,

die Kinder verstehen die Eltern nicht mehr. Wo und was ist die Heimat dieser jungen Menschen, die dort am Baikalsee geboren wurden? Und wo ist die Heimat von Hunderten, die auf dem Weg in den Verbannungsort geboren wurden?

Ich kannte in Omsk eine Russlanddeutsche, sie war eine geborene Erna Schreiner. Als ich sie nach ihrer Heimat fragte, schaute sie mich mit traurigen Augen an und sagte: „Geboren bin ich an der Wolga und als einjähriges Kind verbannt nach Turuchansk, wo ich unter verschiedenen Völkern aufgewachsen bin, die verbannten Deutschen sind dort fast alle ausgestorben.“ Ihr Vater wurde vor Beginn des 2. Weltkriegs in die Rote Armee eingezogen, kam in die deutsche Gefangenschaft, nach dem Krieg wurde er nach Russland ausgeliefert und wurde dort zu hoher Haftstrafe verurteilt. Lange wusste sie nichts von ihrem Vater, dann, nach Stalins Tod, fanden sie wieder zusammen. Sie zogen in die Altai-Region, da die Rückkehr an die Wolga für immer und ewig untersagt blieb. Mit dem Wort Turuchansk können wahrscheinlich nicht viele Leser etwas anfangen, insbesondere die einheimischen Deutschen. Uns ist bekannt, dass der russische Zar, bzw. seine Justiz Josef Stalin dorthin verbannt hatte wegen seiner marxistischen Ideen, die zum Sturz des Zaren führen sollten.

Turuchansk liegt im Norden Sibiriens, unweit vom Fluss Jenisej. In den 1980er-Jahren traf ich einmal den Vater von Erna in Omsk ganz kurz. Er erzählte mir, dass er wieder zurückgekehrt ist nach Krasnojarsk an die Wolga. Sein Haus stand nicht mehr, aber das Grundstück war frei und er erbaute auf diesem Grundstück wieder ein Haus. Man hätte die Augen dieses Mannes sehen sollen, die leuchteten wie zwei kleine Glühbirnen. Er war stolz, dass er es geschafft hatte, dorthin zurückzukehren, von wo er vertrieben wurde, wahrscheinlich wollte er es nicht nur sich selbst, sondern auch denen zeigen, die ihn vertrieben hatten. Seine Tochter Erna war hier in Deutschland zu Besuch, sie war verheiratet mit einem Russen und ein Umzug nach Deutschland war vielleicht für sie kein Thema. Sie erzählte mir, wie sie ihre Eltern an der Wolga besuchte, es kamen dort mehrere Jugendfreunde von den Eltern zusammen, die die Verbannung mit allen Strapazen überlebt haben, und trafen sich jetzt dort, wo sie geboren wurden, aufgewachsen und deutsche Schulen absolviert haben, dort, wo sie den Verbannungsweg antreten mussten. Noch nie, sagte Erna, habe ich meine Eltern und ihre Freunde so aufgelebt gesehen. Sie spielten am Ufer der Wolga Gitarre, tanzten und sangen Lieder, die ich nie von ihnen früher gehört habe. Ich vermute, dass sie diese Lieder früher nicht gesungen haben aus Angst, wieder unter die Räder zu geraten, die Angst vor Stalins Terror saß den Leuten tief in den Knochen, und ein gescheuchter Vogel, sagt das russische Sprichwort, hat Angst vor dem Busch. Und dann beendete Erna ihr Erzählen mit traurigen Augen – jetzt hat der Vater sein Haus an der Wolga verkauft und wohnt in Omsk (Sibirien).

Ich bringe dieses traurige Ende in Verbindung mit den Bemühungen der Wolgadeutschen um eine Wiederherstellung der deutschen Autonomen Republik an der Wolga und den organisierten Widerstand der dort wohnenden Bevölkerung, die auf die Straße ging mit Plakaten „Lieber Aids als eine deutsche Republik an der Wolga“. Das waren Russen, Ukrainer und andere, die 1941 dort hinkamen in die leer stehenden Häuser der verbannten Wolgadeutschen, und die heute dort in Armut leben in den ruinierten und zum Teil noch stehenden Häusern. Der Vater von Erna zog weg, aber diesmal verkaufte er sein Haus, bevor ihm vielleicht wieder was passiert wäre.

Erna kehrte aus ihrem Urlaub in Deutschland zurück nach Omsk und starb kurz danach. Ob die Eltern noch am Leben sind, weiß ich nicht, sie wären ja schon weit über achtzig. Ich frage mich, wo war die Heimat dieser Familie? Dort, wo sie geboren wurden, durften sie nicht leben, wohin man sie verbannt hatte, dort wollten sie nicht bleiben. Auch nach Aufhebung der Kommandantur blieben sie heimatlos, weil sie nicht zurück in ihre Geburtsorte durften. Der relativ junge katholische Bischof aus Novosibirsk, dessen Diözese sich über ganz Sibirien erstreckt, sagte bei einem Kongress am 29. August 2003 in Freilassing: Wenn ich in den 90er-Jahren die katholischen Gemeinden im Gebiet Krasnojarsk besuchte – und damals waren es überwiegend Russlanddeutsche –, erzählten mir die alten Leute ihre traurige Geschichte. Am Ende fügten sie hinzu: „Es durften später alle heimfahren, es kamen ganze Züge und nahmen die deportierten Litauer nach Hause, nur uns wollte niemand zurück in unsere Heimat bringen.“

Wie fühlt man sich, wenn man in der Haut eines Russlanddeutschen steckt? Wenn man als einzelne Person und als ganzes Volk auf der Suche nach HEIMAT ist? Wie ist es, wenn die menschliche Natur ein Bedürfnis nach Heimat hat, dieses aber nicht stillen kann? Jahrzehntelang warf das Schicksal die Russlanddeutschen hin und her: Heimat an der Wolga, im Kaukasus oder in der Ukraine; Deportation nach Kasachstan und Sibirien (für andere noch mit Zwischenstation in Polen (Warthegau) oder Deutschland). Danach ab 1956 das Zusammenfinden in manchen Ortschaften wie Karaganda; ab 1972 die Rückkehr einzelner Familien in das Wolgagebiet. Dann nach Moldawien oder in das Baltikum, für manche als vorübergehende Aufenthaltsorte, weil es von dort aus leichter war, die große Reise in die historische Heimat Deutschland antreten zu können. Denkt nicht, dass die Ausreise so leicht war. Es passierte oft, besonders in den 70er- und 80er-Jahren, dass unsere Leute auf dem Flughafen in Moskau unwillkürlich ins Laufen kamen, so drängte es sie weg von dem Land, das sie verfolgt, gequält und fast umgebracht hatte, hin zu dem Land, aus dem ihre Vorfahren stammten. Es gibt eine ganze Reihe von bekannten Faktoren, die unsere Leute zur Auswanderung zwingen: die nicht abbrechen wollende Verfolgung, die ökonomische Lage, die Zusammenführung der Familien. Inzwischen sind bereits zwei Millionen Deutsche aus Russland ausgewandert

und wir Russlanddeutsche haben den guten Ruf verloren. Die Medien schreien an jeder Ecke, sie seien Russen, seien Kriminelle usw. Wir Russlanddeutsche sind uns unserer Schwächen bewusst und schämen uns dafür. Wir sind aber empört, wenn man nur Schlechtes über uns schreibt.

Vor allem geht es um die Jugend und die macht auch uns Sorgen, aber es sind doch weit nicht alle Jugendlichen so, wie man sie in den Medien hinstellt. Und warum greift man nur immer das Negative heraus und schreibt nicht über das Positive von unserer Jugend? Warum schreibt man nicht über den 13-fachen Deutschen Meister im Gehen, der als Bauingenieur in einer Baufirma in Offenburg tätig ist, der Teilnehmer bei Weltmeisterschaften und anderen Wettkämpfen war, dass auch er aus Russland kommt? Warum verschwieg man, dass 28 jugendliche Russlanddeutsche das Land Deutschland bei den letzten Olympischen Spielen in Australien vertreten haben, dass Leo Stefan in der deutschen Eishockey-Mannschaft ein Russlanddeutscher ist und dass in der relativ kleinen Mannschaft der Gewichtheber in Offenburg drei junge Männer aus Russland kommen (fast die Hälfte der Mannschaft), mit ihrer kräftigen Unterstützung ist die Germania in die Oberliga aufgestiegen. Zwei von diesen Athleten sind meine Neffen, sie haben beide hier eine Lehre gemacht und waren noch nie arbeitslos. Es gab über die Germania Mannschaft schon Zeitungsberichte auch mit Abbildungen, aber man erwähnte nicht, dass drei von den Athleten aus Russland kommen, sollte aber einer von ihnen morgen „stolpern“, so wäre übermorgen in der Zeitung zu lesen, dass ein Aussiedler, ein Russlanddeutscher bzw. ein Russe wieder in einer schlechten Erscheinung aufgefallen sei. Wahrscheinlich lässt es sich mit negativen Berichten leichter Stimmung machen? Es ist ja schon lange bekannt, dass man mit Sport die Jugendlichen von der Straße holen kann und ihre überflüssige Energie in andere Bahnen lenken kann.

Auf Initiative der Offenburger Oberbürgermeisterin soll den Jugendlichen in den Abendstunden freier Eintritt in die Sportanlage gewährt werden, und das finde ich gut, das kann sich lohnen. Ich glaube, die Jugendlichen, bei denen das Geld knapp ist, finden das auch gut.

Was geht aber im Kopf eines jungen Russlanddeutschen vor, der als Kind vor 14 Jahren nach Deutschland kam, hier die Schule absolvierte, einen Beruf erlernte, der mit einem einheimischen Mädchen befreundet ist und mit ihr in die Diskothek gehen will? ...

In Amerika gab es früher Schulen für Schwarze und Schulen für Weiße, Busse für Schwarze und Busse für Weiße. In Deutschland gibt es so was Gott sei Dank nicht und die Russlanddeutschen haben auch keine besonderen Merkmale, an denen man sie erkennen könnte. Sie haben aber einen Personalausweis, in den das Geburtsland bzw. der Geburtsort eingetragen ist. Und das wurde diesem jungen Mann aus Russland, der eine einheimische Freundin hat, zum Verhängnis. Seine Freundin ging voraus und pas-



sierte den Türsteher, er wurde angehalten und musste seinen Ausweis zeigen, danach wurde er abgewiesen. Die Freundin drin, er draußen. Was in dem Kopf des jungen Mannes vorgeht, kann ich mir ungefähr vorstellen. Was in dem Kopf der jungen Frau vorgeht, weiß ich nicht, wird sie um ihre Freundschaft kämpfen oder zerbricht die Freundschaft? Ich spreche an dieser Stelle nicht von abstrakten Personen, denn ich kenne diese Familie aus Russland. Und das sind nicht Einzelfälle, wo sie abgewiesen werden. Ich will unsere Jugend nicht nur loben, es gibt auch schwarze Schafe darunter, vielleicht sogar mehr als man sich vorstellen kann, aber heute kommen sie aus allen letzten Winkeln des Riesenreichs Russlands und Mittelasiens, wo sie unter verschiedenen Völkern aufgewachsen und mit allen Wassern gewaschen sind. Wenn sie hier abgewiesen werden, nicht nur in den Diskotheken, auch in den Schulen schon, wenn ihnen Gewalt entgegenkommt – dann antworten sie mit Gewalt, sie gruppieren sich und dann kommt es auch zu schlimmen Auseinandersetzungen. Damit sie weniger verspottet und abgewiesen werden, organisieren sie ihre eigenen Diskotheken, wo sie unter sich bleiben. Leider kommt es auch dort manches Mal zu Auseinandersetzungen – das ist die Welt, die sie mitgebracht haben, und diese, in der sie aufgewachsen sind, hat sie so gemacht. An dieser Stelle eine Frage: Geht es unter den Einheimischen immer friedlich ab?????

Wie die russischsprachige Zeitung „Europa-Express“ schreibt: Gucken wir uns unsere Jugendlichen nicht durch die kalten Brillengläser der westlichen Zivilisation an, sondern durch das Prisma vergangener Zeit. Die Zeit ist der beste Richter. Die Omas und Opas dieser jugendlichen Russlanddeutschen waren von Stalin „festgenagelt“ in den Verbannungsorten, das einzige „Privileg“, das sie kannten, war Zwangsarbeit in der Taiga, Kohlenruben, die großen Baustellen des Kommunismus, die Ackerfelder und Viehställe in den Kolchosen. Arbeit von früh bis spät ohne Durchblick. Aber das Leben ging weiter, es kamen Kinder zur Welt – die Eltern der heutigen Jugendlichen. Sich selbst überlassen, wuchsen diese Kinder heran. Sie gruppieren sich und stolperten auf den Müllkippen herum, um etwas Essbares zu finden, sie machten „Überfälle“ auf die Maisfelder usw. Der Hunger verfolgte sie Tag und Nacht. Spärliches Essen gemischt mit Muttertränen. Kinder starben vor Hunger und Krankheiten, wer überlebte und kaum erwachsen wurde, wurde eingejocht, um den Eltern zu helfen. Junge Mädels wurden in den Kolchosen Melkerinnen zu einer Zeit, wo Vakuummelkung noch ein Fremdwort war, dort sind sie vorzeitig alt geworden. Viele heutige Jugendliche und auch ältere Menschen haben keine vollwertige Kindheit gehabt. Sie wuchsen in entfernten Provinzen auf, wo Schimpfwörter, Alkoholkonsum und Prügelei zum Alltag gehörten. Wie ein Schwamm saugten die Kinder das in sich hinein, ohne zu verstehen, wie schlimm das ist. Jetzt sind sie hier im Westen, hier gibt es vieles im Überfluss, nur zu wenig Arbeitsplätze und Lehrstellen. Und wer kann dem

Jugendlichen erklären, warum sein Vater, der 30 Jahre unfallfrei als Kraftfahrer in Russland tätig war, hier wieder lernen muss bzw. Umschulung braucht??? Für die Umschulung hat der Vater kein Geld, darum sucht er sich andere Arbeit, aber auf die Frage des Sohnes – Warum? – findet er keine Antwort, er weicht aus. So weichen auch die Jugendlichen in ihre Diskothek aus, aber manches Mal bekommen sie dort Besuch. Wie in Offenburger Zeitungen vom 9. Oktober 2002 unter der Überschrift „Razzia in Diskothek“ zu lesen war, waren rund 300 Polizistinnen und Polizisten bei der Durchsuchung im Rahmen einer Razzia in der Nacht zum Sonntag in einer Diskothek im Industriegebiet Elgersweier beteiligt. Wie die Zeitung schreibt: In dem vornehmlich von russlanddeutschen Spätaussiedlern besuchten Lokal waren etwa 250 Gäste. Nach Personendurchsuchungen, Personalienfeststellung und Inspizierung der mitgeführten Fahrzeuge war der Einsatz gegen 5 Uhr beendet. Zwei Männer wurden festgenommen wegen Widerstands, einer, weil er möglicherweise einen gefälschten Ausweis bei sich hatte. Fünf Personen, die keinen Ausweis bei sich hatten, kamen nach Feststellung ihrer Identität wieder auf freien Fuß. Zwei Briefchen mit einer pulvrigen Substanz wurden gefunden – ob es Rauschgift war, wird noch untersucht. Vier Jugendliche ließ die Polizei von ihren Eltern abholen. An dieser Stelle, lieber Leser, versetzen Sie sich in die Lage dieser 250 Menschen, die sich am Wochenende ein bisschen amüsieren wollten, den alltäglichen Stress abbauen und abschalten wollten und auf einmal von 300 Polizisten umstellt, stundenlang eingesperrt gehalten. 300 Polizisten gegen 250 Aussiedler-Gäste. Auf jeden Gast mehr als ein Polizist. Man sollte die Betroffenen fragen, mit welchen Gefühlen sie früh morgens nach Hause kamen nach den tabulosen Durchsuchungen. Die Betroffenen könnten mehr erzählen als der kleine Bericht in der Zeitung. Und was hat diese Razzia gebracht? Zwei kleine Briefchen, in denen vielleicht Rauschgift war – ist nicht viel, sollte aber nicht sein. 300 Polizisten gegen 250 Gäste ist viel zu viel. Was kostet dieser Einsatz und was sollte diese Methode beweisen? Sollte mit dieser Razzia den Aussiedlern Angst eingejagt werden? Nein, so verängstigt sind diese Menschen nicht, aber Hass wird durch diese Methode entstanden sein und irgendwo an anderer Stelle wird dieser Hass leider wieder das Fass zum Überlaufen bringen.

Heute spricht man viel über die Integration der Aussiedler aus Russland und vielleicht wird in diesem Zusammenhang zu Recht darauf hingewiesen, dass dieser Prozess bei vielen Russlanddeutschen zu lange dauert. Ja, das stimmt. Nur sagt man doch nicht umsonst, dass die Umgebung die Menschen prägt. Eingetroffen in Deutschland, kommen diese Menschen, von denen drei Viertel mangelhaft oder überhaupt nicht mehr Deutsch spricht, ins Übergangwohnheim für ca. ein Jahr, wo nur Russisch gesprochen wird. Während des Sprachkurses (wer ihn noch bekommt) wird auch überwiegend Russisch geplaudert, und wenn dort noch ein russlanddeut-

scher Lehrer unterrichtet, da ist die Suppe, meiner Meinung nach, schon doppelt versalzen – aus dem Regen in die Traufe. Warum soll man mit diesem Lehrer Deutsch sprechen, wenn Russisch doch leichter geht? Nach einem Jahr bekommen die Aussiedler in der Regel eine Wohnung in Stadtteilen, wo überwiegend Russlanddeutsche wohnen und Russisch mit allen Leibeskräften gesprochen wird. Ohne Wasser kann man das Schwimmen nicht lernen, ohne tagtägliche Übung lernt man auch die Sprache nicht. Der russische Poet Sergej Jessenin erzählte mal, unter welchen Umständen und wie er das Schwimmen gelernt hat. In der Sommerzeit kam er als kleiner Junge ins Dorf zu seinen Onkeln, die ihn ins Boot mit auf den See nahmen, dort schmissen sie ihn ins Wasser, fuhren langsam davon. Um nicht unterzugehen, musste der kleine Junge kräftig mit Händen und Beinen arbeiten, die Onkel lachten laut und sagten immer wieder: Schwimme, du kleines Gesindel. Natürlich hätten sie ihn nicht ertrinken lassen, aber so lernte er notgedrungen das Schwimmen. So ähnlich kann man vielleicht auch das Sprechen lernen, wenn man weniger Russisches um sich herum hört. Unter den heutigen Bedingungen, bin ich mir sicher, wird bei vielen Russlanddeutschen die russische Sprache noch in den nächsten 25 bis 30 Jahren dominieren. Ohne gute Sprachkenntnisse ist es auch kaum möglich, eine Arbeitsstelle zu finden, und die Integration ist gescheitert. Es gibt aber auch Fälle, wo die Sprache ziemlich gut vorhanden ist und wo Menschen mit Hochschulausbildung sich hier nicht anpassen können, weil ihr Beruf hier nicht gefragt ist oder weil man sie von vornherein schon ablehnt, ohne ihre Fähigkeiten zu kennen.

Eine Freundin unserer Familie, eine Russin, die mit einem Russlanddeutschen verheiratet ist, war in Russland ca. 20 Jahre als Mathematiklehrerin tätig. Sie war so gut in ihrem Beruf, dass Lehrer aus anderen Städten zu ihr gekommen sind auf ihre offenen Stunden. Man könnte sagen, sie holten sich bei ihr den Rahm von der Milch. Sie war beliebt bei ihren Kollegen und war beliebt bei ihren Schülern. Sie trug den Namen einer Verdienten Lehrerin Russlands. Nach Deutschland umgesiedelt mit ihrer Familie, bekam sie einen Sprachkurs, den sie fleißig und zielstrebig besuchte. Sie spricht ziemlich gut Deutsch, aber welche Chance hat sie hier? Nach dem Sprachkurs fand sie eine Stelle bei einer Versandfirma, wo sie Waren nach Bestellung verpacken durfte und an den Kunden schicken. Es war nicht ihr geliebter Beruf, aber sie war zufrieden, immerhin ist das besser als Sozialhilfe beziehen. Integration geht auch bei dieser Arbeit voran. Eines Tages platzierten sich neben ihrem Verpackungstisch auf dem Fußboden zwei Studenten, die in dieser Firma ihren Sommerjob machten, um vielleicht ihre Kasse etwas aufzubessern. Sie waren auf dem Fußboden so lange mit ihren Integralen beschäftigt, bis sie in der Sackgasse waren und nicht mehr weiterkamen. Unsere ehemalige Lehrerin war mit ihrer Verpackung beschäftigt, aber sie warf ab und zu den Blick auf den Fußboden zu

den Studenten. Als sie merkte, dass die zwei mit ihren Aufgaben nicht fertig wurden, bückte sie sich herunter und schrieb ihnen die fertige Rechnung hin. Mit Argusaugen schauten die zwei jungen Männer unsere ehemalige Lehrerin an, die schon wieder am Tisch stand und ihre Aufgabe weitermachte. Ein halbes Jahr später ging es diesem Versand nicht gut, es mussten Leute entlassen werden, darunter auch unsere Mathelehrerin. Vergeblich suchte sie eine passende Stelle. Heute putzt sie Treppenhäuser, auf die Agenda des Bundeskanzlers aus Berlin hatte sie nicht gewartet, sie nahm an, was es gab, sogar ohne Sozialversicherung, aber zum Sozialamt ging sie nicht. Schade nur, dass ihr Mathetalent hier keine Nachfrage gefunden hat, dabei hätte sie doch sie vielen Kindern aus der Misere helfen können und sie wäre doch wenigstens eine kleine Stütze für den schief liegenden Pisatum Deutschland. Nicht nur ausgebildete Lehrer aus Russland sind als Putzfrauen hier beschäftigt, auch viele andere mit Hochschulbildung machen diese Arbeit. Was kann ein Arzt machen, der in Russland 30 Jahre lang tagtäglich mit dem Skalpell am OP-Tisch stand, der hier nur bedingt anerkannt wird? Auch das sind keine abstrakten Menschen, sie haben Namen und wohnen in der Ortenau. Und was kann ein ehemaliger Weltmeister im Gewichtheben, der selbst auch noch junge Athleten zu Weltmeistern gemacht hat, und hier keine Nachfrage findet? Beliebiger länger könnte man diese Liste fortführen.

Einfacher ist es bei Handwerkern, wenn sie keine feste Stelle, die ihrem Beruf entspricht, finden – sie gehen in die Leihfirma und nehmen jegliche Arbeit an, auch für niedrigen Stundenlohn. Ungeachtet dieser vielen Probleme, die auf uns Aussiedler in den ersten Jahren kommen, gliedern wir uns in diese westliche Gesellschaft ein. Eine große Hilfe ist für uns der Zusammenhalt. Nicht nur per Telefon sind wir verbunden, wie fahren auch lange Strecken, um uns wieder mal zu sehen.



*Ehemalige Einwohner von Hauf beim Treffen in Obersasbach, Winter 2003*